

## Verfällt die Sprache? Von Sprachbräuchen und Sprachnormen

von  
Hans Moser (Innsbruck)

Ich habe angekündigt, zu einem Thema zu sprechen. Erlauben Sie mir bitte, einige Bemerkungen vorzuschicken, die der Anlaß fordert. Sie haben eben den Tätigkeitsbericht des scheidenden Rektors gehört, den Bericht über eine doppelte Amtsperiode. Ich möchte dem nichts hinzufügen, obwohl es von der Sache her möglich wäre: die Kürze der Zeit erlaubt das nicht. Es ist wohl auch nicht nötig, denn die Bilanz spricht für sich. Sehr wohl nötig ist es aber, dafür die einzig mögliche Antwort zu finden. Wir alle, lieber Rainer, stehen in Deiner Schuld: Du hast 4 Jahre Deiner Lebensarbeit in das Wohlergehen unserer Universität investiert – 'Deiner' Leopold-Franzens-Universität, wie Du sie etwas besitzergreifend, aber immer liebevoll und voller Engagement genannt hast. Du hast in diesen 4 Jahren nicht nur viel von Dir gegeben, sondern vor allem viel für uns erreicht. Dafür, daß Du so lange und so erfolgreich 'unser' Rektor warst – wiederum etwas besitzergreifend, aber liebevoll – möchte ich Dir im Namen des Hauses in aller Form und von Herzen danke sagen.

Danke auch für die grundsätzlichen Gedanken und Überlegungen, die Du uns heute in Deiner Rede mit auf den Weg gegeben hast. Sie werden in den kommenden Monaten und Jahren umso wichtiger sein, als auf dem Boden der Universitäten sehr tiefgreifende Veränderungen zu erwarten sind – Veränderungen, die nicht nur die Chance zu Verbesserungen enthalten, sondern auch Risiken und Gefahren, Gefahren vor allem dann, wenn nicht zu Ende gedacht wird, welche unbeabsichtigten und möglicherweise unerwünschten Folgen und Nebenfolgen sie mit sich bringen.

Ich hoffe sehr, daß die Universitäten in diesen Fragen, zu deren Lösung besonders in den rechts- und in den sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten so viel Fachwissen existiert, ihrer Stimme Gehör verschaffen können. Ich hoffe auch, daß sie sich nach der Bewältigung der Krise wieder vorwiegend ihren Hauptaufgaben zuwenden können. Denn es ist ein Krisenzeichen, wenn von der Organisation einer Institution mehr die Rede sein muß als von den Inhalten ihres Tuns – und die Inhalte unseres Tuns, unsere Hauptaufgaben heißen und werden heißen: Forschung und Lehre. Forschung auch und insbesondere dort, wo sie vom Nutzen für den nächsten Tag absieht, d.h. Grundlagenforschung, und eine Lehre, die über die Absolventen in alle Bereiche der Gesellschaft wirkt, eine Lehre, die bei allen sich bietenden Gelegenheiten den direkten Dialog mit der Öffentlichkeit sucht.

---

Der vorliegende Text ist die Inaugurationsrede des Rektors der Universität Innsbruck der Studienjahre 1991/92-1992/93 vom 12.10.1991. Sie dient traditionellerweise auch der Verabschiedung des scheidenden Rektors (Univ.-Prof.Dr. Rainer Sprung).

Deshalb halte ich es für eine gute Tradition, wenn der jeweilige Rektor – auch wenn er in der heutigen Form vielleicht ein Auslaufmodell ist – sich mit einer Fragestellung aus seinem Fach vorstellt.

Mein Fach ist die Germanistik – genauer die Wissenschaft von der deutschen Sprache. Ihr Aufgabengebiet ist vielfältig – es umfaßt die Erforschung der Strukturen der Standardsprache (der phonologischen, grammatikalischen, lexikalischen und stilistischen Strukturen) ebenso wie die Erforschung ihrer Geschichte, die Beschäftigung mit Dialekten, Gruppen- und Sondersprachen und den damit verbundenen sozialen Implikationen, Fragen der Sprach-Normen, der Sprachdidaktik und der Sprachkritik, Fragen also, die in einer Gesellschaft, die mehr denn je auf Sprache angewiesen ist, nicht unbeachtet bleiben können.

Ein möglicher – und zweifellos wichtiger – Gegenstand für einen Dialog mit der Öffentlichkeit scheint mir daher die gemeinsame Sorge für die Sprachkultur, denn sie ist uns allen aufgetragen. Und weil diesbezüglich gerade im letzten Jahrzehnt viele pessimistische Stimmen zu hören waren, möchte ich diesen Pessimismus selbst thematisieren und fragen, wie weit er berechtigt ist, wie weit er die wirklichen Gefahren sieht und inwiefern er – glücklicherweise und bedauerlicherweise – zu kurz greift.

Verfällt also unsere Sprache? Wenn man die öffentliche Diskussion verfolgt, könnte einem manchmal bange werden. Der Klagechor reicht vom konservativen "Weißbuch zur Rettung der deutschen Sprache" bis zum progressiven Spiegel, von Hans Weigels "Leiden der jungen Wörter" bis zu den Schreckensmeldungen über den Verfall der Rechtschreibung. Inzwischen stimmt – so scheint es – auch die Allgemeinheit in diesen Chor ein.

Vor wenigen Jahren veranlaßte das Mannheimer Institut für Deutsche Sprache in zwei Tageszeitungen eine Leserbefragung zum Thema "Was halten Sie vom heutigen Deutsch?". Dabei stellte sich heraus, daß nur etwa 15% der Antwortenden für die Entwicklung der Sprache "(derzeit) keinen Anlaß zur Sorge" sahen (Stickel, S.314 u. 290), alle übrigen meinten, "daß sich die deutsche Sprache in besorgniserregender Weise zum schlechteren verändert oder schon verändert hat" (S.314). Als Gründe für diese Einschätzung wurden vor allem genannt: die mangelnde Beherrschung der Rechtschreibung, die Häufung von Verstößen gegen grammatische und stilistische Normen, Abweichungen von der 'eigentlichen' Wortbedeutung, der überhandnehmende Gebrauch von Fremdwörtern (speziell aus dem Anglo-Amerikanischen) und von verhüllenden oder beschönigenden Bezeichnungen in der Sprache der Politik und der Medien. Viele Leser konstatieren oder befürchten auch einen Rückgang der Sprachfertigkeiten in der heutigen Jugend.

Der Sprachhistoriker könnte versucht sein, das als Weiterleben eines Mythos abzutun, der (ähnlich wie die Überzeugung vom Kultur- oder Sittenverfall) so alt ist wie die kritische Beschäftigung mit der Sprache selbst. Dann müßte er immerhin überlegen, wie es zu diesem Mythos kommt. Andererseits kann niemand leugnen, daß sich zu allen Zeiten sprachliche Äußerungen in ihrer Qualität erheblich unterscheiden; es ist also berechtigt, sie zu bewerten, und der Gedanke, daß bestimmte Entwicklungen der Sprache selbst schaden, ist nicht von vornherein von der Hand zu weisen. Dann wäre zu fragen, welche Entwicklungen das sind und ob die Wiederbelebung des Mythos als Indiz für sprachliche Krisenzeiten gedeutet werden kann.

Gerade weil weite Kreise der Öffentlichkeit von der muttersprachlichen Sprachwissenschaft erwarten, daß sie bewertet, Normempfehlungen gibt, womöglich sogar Normen setzt und auf diese Weise möglichen Fehlentwicklungen vorbeugt, muß sie ihre Sichtweise in diese Diskussion einbringen.

Ihre erste Aufgabe in diesem Zusammenhang ist es, die eben genannte Hoffnung zu enttäuschen. Sie kann – genausowenig wie die Sprachkritik – Normen setzen, durchsetzen oder die Sprachentwicklung wirklich steuern. Ihre einzige Chance und ihre Aufgabe besteht darin, ihre spezifischen Erfahrungen von Sprache in das Sprachbewußtsein der Allgemeinheit einzubringen.

Nur wo sie dieses Bewußtsein erreicht, kann sie zu einem bescheidenen, aber nützlichen Faktor der Sprachentwicklung werden.

Sie hat dabei durchaus Grund zur Bescheidenheit: zum ersten hat auch die Sprachwissenschaft keine Position außerhalb der Sprache, keinen archimedischen Punkt, der es ihr erlauben würde, die Sprachentwicklung im ganzen, quasi objektiv zu beurteilen. Ihr Instrument der Kritik ist wieder die Sprache, die von ihr entwickelte Fachsprache. Diese Sprache der Linguistik versucht zwar, bestimmte Eigenheiten ihres Gegenstands genauer zu erfassen als die Alltagssprache, sie baut aber selbstverständlich auf Prämissen, Grundannahmen und Ausgangshypothesen auf, die bei allem Streben nach Angemessenheit und Systematik nie ganz frei von Einseitigkeiten sind. Ein weiterer Grund zur Bescheidenheit ist die Tatsache, daß die alltägliche Erfahrung mit Sprache, die geläufigen Vorstellungen von Sprache, mit anderen Worten das Sprachbewußtsein großer Sprechergruppen oder der ganzen Sprachgemeinschaft nur sehr schwer beeinflusst werden kann. Trotzdem liegt ebendarin die wichtigste Aufgabe der muttersprachlichen Linguistik. Wenn es ihr gelingt, das Sprachbewußtsein der Allgemeinheit zu überzeugen, dann wird sie selbst zum Faktor der Sprachentwicklung.

Dort, wo sie je mehr wollte – dort, wo sie gar die Sprachentwicklung dirigieren oder aufhalten wollte, ist sie immer gescheitert. Gottsched, der im 18. Jahrhundert (zusammen mit Joh. Christoph Adelung) eine Zeitlang so etwas wie die letzte Instanz in Sprachfragen war, ließ sich z.B. zum Traum verleiten, "daß unsere Sprache bei der itzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte, weil sie allem Ansehen nach denjenigen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, darin sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geschickt und bequem ist" (Bach, S.345).

Und vor 100 Jahren hat ein gewisser Gustav Wustmann mit seinem Buch "Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte[n], der Falsche[n] und des Häßliche[n]" die damalige an den Klassikern orientierte Schriftsprache, von deren Vollkommenheit er so überzeugt war wie Gottsched von der seinen, zu erhalten versucht, indem er gegen neuauftretende grammatische und stilistische Abweichungen von dieser Norm zu Feld zog. Das Buch war zwar ein großer Verkaufserfolg und wurde bis 1966 immer wieder aufgelegt, es hat aber sein eigentliches Ziel völlig verfehlt. Wustmann tadelte die zeitgenössischen Schriftsteller, sie überschwemmen "unsere Sprache, entweder aus Gedankenlosigkeit oder aus Eitelkeit, mit einer Unmasse überflüssiger, geschmackloser oder geradezu regelwidrig gebildeter Wörter". Wenn man dann näher zuseht, welch schreckliche Wörter das sind, dann stößt man z.B. auf das Adjektiv *fremdsprachlich* statt *fremdsprachig*, *belichten* als neues Fachwort der Photographie (statt *beleuchten*), auf Komposita wie etwa *Mozartoper*, *Rembrandtschüler*, die

Bezeichnung *Einakter* für ein Theaterstück in einem Akt, das er ebenso als eine "Scheußlichkeit" bezeichnet wie das unschuldige Verbum *durchqueren*. Den Gebrauch der substantivischen Infinitive *das Wissen, das Können, das Wollen* nennt er eine "Modenarrheit" (S.99). Zum Verlust des Dativ-*e* in Wendungen wie *im Haus, in einem Buch* bemerkt er, daß auf diese Weise nicht nur "der ohnehin stark verkümmerte Formenreichtum unserer Sprache" noch mehr verfallende, die Sprache erhalte "namentlich wenn das -*e* bei eingliedrigen Wörtern weggeworfen" werde, "etwas zerhacktes" (S. 37).

Ich könnte die Beispielliste fast beliebig fortsetzen – für Wustmann ein Beweis, "daß sich unsere Sprache in einem Zustande der Verwilderung befindet" (S.3), für uns eher ein Anlaß zum Schmunzeln – und eine wertvolle Information darüber, was ein konservativer Sprachbenutzer um 1890 als neu empfand. Deshalb mußte auch von Auflage zu Auflage immer wieder eine Reihe von Beispielen ersetzt werden, weil die alten inzwischen üblich geworden waren, ein Vorgang, der nicht zu Unrecht als "tragikomisch" qualifiziert worden ist (Polenz, S.73). Wir haben uns an dieser Stelle zu fragen, warum dieses Konzept der Sprachkritik von vornherein zum Scheitern verurteilt ist und ob es bessere Konzepte der offensichtlich dringend nötigen Sprachkritik gibt.

Zuerst zum Warum: offensichtlich ist Sprachkritik vom Typus Wustmann in einem gewissen Sinn unhistorisch. Er sieht zwar, daß die Sprache "wie alles Lebendige, in fortwährender Veränderung begriffen ist" (S.3), er räumt sogar ein, daß die junge Generation "immer bereit" sei, "sich dem neueren anzuschließen", er weigert sich aber, das für seine eigene Situation anzuerkennen. Denn gegenwärtig, so meint er, seien "alle Urteilsfähigen [...] darüber einig, daß sich der Sprachwandel nicht nur erheblich schneller vollziehe, als früher", sie hätten "dabei in viel höherem Grade den Eindruck des Verfalls als der Entwicklung" (S.4). Damit hat er – ohne es wirklich zu bemerken – etwas Wichtiges beobachtet: jedes Entstehen einer neuen Norm bedeutet, daß eine alte Norm verfällt. Derjenige, der in seiner Jugend die alte Norm internalisiert hat, dem sie daher auch lieb ist, weil sie Bestandteil seiner sozialen Identität geworden ist, sieht im Wandel nicht die Entstehung des Neuen, sondern den Verfall des Alten. Dieses Gefühl hat er nicht, wenn er aus sicherer zeitlicher Distanz sieht, daß sich z.B. die Sprache der vorhergehenden Jahrhunderte von seiner Sprache unterscheidet, denn Normen dieser Zeit waren ja nie die seinen, er hatte sie nie als Sprachgefühl internalisiert. Folgerichtig reicht für das subjektive Sprachgefühl der Sprachwandel immer nur bis zur eigenen Person, genauer gesagt, bis zur eigenen Jugend, danach beginnt der Sprachverfall. Diese emotionale Falle sichert dem Verfallsmythos – wie dem Mythos vom Sitten- und Kulturverfall – gewissermaßen Unsterblichkeit.

Als Instrument der Sprachkritik ist er unbrauchbar. Unbrauchbar nicht nur deshalb, weil er tendenziell jeden Wandel als Verfall ansieht, sondern auch, weil er eine unzureichende Vorstellung vom Sprechen und vom Verhältnis Sprache - Sprechen hat. Diese Vorstellung – übrigens auch in einflußreichen Schulen der modernen Sprachwissenschaft weit verbreitet – geht davon aus, daß Sprache der Verständigung dient und deshalb überindividuell und stabil sein muß. Daraus wird dann gefolgert, das Sprechen wäre nichts anderes als Zeichenpraxis, wäre nicht mehr als eine "Tätigkeit, die (bereits fertige) Zeichen anwendet" (Coseriu, Synchronie, S.39). Diese Annahme ist für bestimmte Zwecke sehr praktisch – z.B. im Fremdsprachenunterricht –, sie blendet aber eine wesentliche Dimension aus: Sprechen ist nämlich

immer auch handeln: wer spricht, will jemanden überzeugen oder überreden, will sich selbst darstellen (als bescheiden oder fordernd, als witzig, als 'up to date' oder tiefsinnig), will loben, tadeln, drohen oder schmeicheln.

Was der Handlungscharakter des Sprechens (der über das bloße Sich-Verständigen hinausgeht) für den Sprachwandel bedeutet – dafür ein in der Germanistik schon beinahe zu oft zitiertes, dafür aber klares Beispiel: Die Normalbezeichnung für 'erwachsenes weibliches Wesen' im Mittelalter war *wip* (Weib), die Bezeichnung *Frau* (mhd. *frouwe*) kam nur Frauen von adeliger Herkunft zu und hatte die Nebenbedeutung 'Herrin'. Wer also eine nichtadelige Frau als *frouwe* bezeichnete, handelte nicht anders als jemand, der heute einen Friseurladen als 'Haarstudio' oder ein Lebensmittelgeschäft als 'Vita-Center' bezeichnet – er (oder sie) wollte aufwerten – aus kühler Berechnung, aus Galanterie oder aus ideologischen Gründen. Sein Sprechen war also, ohne die Verständigung zu gefährden, mehr als die Anwendung von Zeichen. Es war auch ein ungeplantes Angebot, das Zeichen *frouwe* anders zu verwenden als bisher. Nehmen wir an, die Motivation dieses abweichenden Gebrauchs war Schmeichelei oder Galanterie – dann setzt das voraus, daß der Unterschied von *wip* und *frouwe* intakt war und nach Möglichkeit intakt blieb. – Sonst wäre es ja keine Schmeichelei gewesen.

Was ist daraus zu lernen? Erstens: Die Bedeutung eines Zeichens ist sein Gebrauch, sie entsteht im Gebrauch und sie ändert sich im Gebrauch. Sprache ist in diesem Sinn ein ungeheuer komplexes und vielschichtiges System von Bräuchen. Zweitens: Das Sprechen ist sowohl die 'Vergegenwärtigung einer Tradition' wie auch deren Anpassung an die jeweiligen Ausdrucksbedürfnisse. Soweit es – in Erfüllung dieser Bedürfnisse – dem Brauch von gestern folgt, stellt es ihn wieder her, soweit es ihn modifiziert, enthält es ein Angebot für den Brauch von morgen (Coseriu). Normalerweise sind sich die Sprecher dieser Tatsache nicht bewußt. Wer galanterweise *Frau* statt *Weib* sagte, wollte nicht die Zeichen ab-, sondern die gemeinten Personen aufwerten. Daß das Unbeabsichtigte trotzdem geschah, liegt daran, daß das Beispiel Schule machte. Mit anderen Worten, sein sprachliches Handeln hat deshalb, weil es massenhaft nachgeahmt wurde, wie "von unsichtbarer Hand geleitet" (Keller, S. 56) zu einem Ergebnis geführt, das in keiner Weise beabsichtigt war (in der Neuinterpretation des – wie gesagt – vielzitierten *wip-frouwe*-Beispiels folge ich Rudi Kellers Buch "Sprachwandel", einem Plädoyer für die Deutung des Sprachwandels insgesamt als Invisible-hand-Prozeß, was sicher zu weit geht). Diese Erscheinung ist den Sozialwissenschaften seit dem 18. Jahrhundert wohl vertraut. Die "unsichtbare Hand", so die Formulierung Adam Smiths, ist ein Kernstück der Theorie vom Marktgeschehen, sie ist unentbehrlich für die Erklärung aller Arten von Bräuchen, von den Tischsitten bis zur Moral, denn sie erklärt den Ablauf evolutionärer Prozesse im kulturellen Leben. Und tatsächlich könnte man im Blick auf die Sprache auch so formulieren: das Sprechen, die Rede der einzelnen schafft Tag für Tag neue Mutationen, die meisten davon fallen der Selektion zum Opfer, der bestehende Brauch oder konkurrierende Formen erweisen sich als stärker, d.h. als für die Gesamtheit brauchbarer.

Diese Gesamtheit ist allerdings sehr heterogen, heterogener, als man sich normalerweise bewußt macht: genaugenommen ist das, was wie 'Deutsch' nennen, nicht eine Sprache, sondern ein Bündel nahe verwandter, miteinander konkurrierender Brauchsysteeme, bestehend aus Dialekten, Gruppensprachen, Fachsprachen und der Gemeinsprache und schließlich der am höchsten bewerteten Standardsprache, die der Kern des ganzen Systembündels ist. Diese Ge-

meinsprache ist im Lauf der letzten 500 Jahre durch Standardisierung und Ausbau entstanden. Ausbau bedeutet, daß sie für die verschiedenartigsten qualifizierten Ausdrucksbedürfnisse tauglich (gemacht worden) ist. Das wird schon in den Dimensionen des Wortschatzes sichtbar: während die Obergrenze der dialektalen Wortschätze bei etwa 20 000 liegt, umfaßt das Inventar der Standardsprache mehr als 300 000 Einheiten. Unter dem Begriff 'Ausbau' versteht man aber auch die Vielfalt unterschiedlicher Stilregister bis hin zu den Fach- und Theoriesprachen.

Obwohl auch durch den Ausbau ein Standard gesetzt ist, versteht man unter Standardisierung im engeren Sinn die Einigung auf die lexikalischen und grammatischen Normen der Gemeinsprache – ein komplizierter Prozeß, in dem die theoretische Diskussion darüber, was Norm sein sollte (im ganzen und in Einzelheiten), eine große Rolle spielte. Diese Diskussion hat den Prozeß der Vereinheitlichung ungeheuer beschleunigt, was angesichts der gesellschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen Entwicklung und ihrer Anforderungen an die Sprache unbedingt notwendig war. Sie hat andererseits unser Normenbewußtsein verändert – auch das wichtig für das Gelingen der Standardisierung, denn die individuelle, soziale und regionale Heterogenität der großen Kultursprachen kann offensichtlich nicht im alltäglichen Verkehr allein ausgeglichen werden. Standardsprachen brauchen also Kodifizierungen, d.h. normative Vorschriften, um die Gemeinsamkeit des Brauchs aufrechtzuerhalten, sie brauchen auch die grundsätzliche Bereitschaft, die gesetzten Normen ernst zu nehmen, in jedem Sprechakt und in jedem Akt des Verstehens mit ihnen zu rechnen. Die Existenz kodifizierter Normen hat daher zu allen Zeiten den Prestigewert von Sprachen gesteigert: eine Sprache wird erst dann als Kultursprache anerkannt, wenn sie standardisiert und das heißt kodifiziert ist. Weil aber das die Gefahr mit sich bringt, die gesetzten Normen zu verabsolutieren, zu vergessen, daß sie im Dienst des Sprachbrauchs stehen, daß der Sabbat für den Menschen da ist und nicht umgekehrt, habe ich im Titel meines Referats zwischen Brauch und Norm unterschieden. Sprachbräuche haben zwar auch normativen Charakter, er ist aber von anderer Art als der Normbegriff der Alltagssprache, die unter 'Norm' nur die kodifizierten Normen einer Sprache versteht.

Was folgt aus diesen allgemeinen Überlegungen, mit denen ich Sie hoffentlich nicht allzu sehr ermüdet habe, für die eingangs gestellten Fragen? Wie mir scheint, recht viel, weil sie helfen können, die wirklichen Gefahren für die Standardsprache – und um die muß es offensichtlich zuerst gehen – von den scheinbaren zu unterscheiden.

Eine scheinbare Gefahr für die Sprache sind Erscheinungen wie der Untergang des Dativ-*e*, das Vordringen des Dativs nach den Präpositionen *trotz* und *wegen*, die Verwendung von *trotzdem* als Konjunktion, der Ersatz des Konjunktivs gewisser starker Verben durch die Umschreibung mit *würde* u.ä.m. Diese Entwicklungen setzen übrigens in vielen Fällen jahrhundertalte Trends fort, die mit der Struktur des Brauchsystems zu tun haben. In diesen Fällen halten unsere Normenbücher (Lexika, Grammatiken) den gegenwärtigen Stand der Entwicklung fest und müssen immer wieder überprüft und erneuert werden, um das Auseinanderdriften von Gebrauchsnormen und kodifizierten Normen zu verhindern (Erben, S. 328).

D.h. Sprachkritik muß auch Sprachnormenkritik sein (genauer Polenz a.a.O.). Als solche wird sie z.B. bedenken, daß nicht alles in der Sprache gleichermaßen geregelt werden kann und werden soll: die Rechtschreibung ist fast restlos normierbar, der Wortgebrauch viel weniger, grammatische Normen können für alle Äußerungen verbindlich gemacht werden, weil sie vom Inhalt des Geschriebenen weitgehend unabhängig sind, für Stilnormen gilt das nicht. Recht-

schreibnormen sollten so beschaffen sein, daß sie unter der Bewußtseinschwelle funktionieren, denn die Aufmerksamkeit der Schreibenden sollte sich im Idealfall ganz auf Inhalt und Stil konzentrieren können. Wenn also Professoren, Assistenten und Studenten in seltener Eintracht sich gegen gewisse Beistrichregeln versündigen – und sie tun es –, so ist das kein Anzeichen für Sprachverfall, sondern ein Anlaß, über die Sinnhaftigkeit der Norm nachzudenken.

Der Aufgabenbereich einer Sprachkritik, die um Ausbau, Verfeinerung und Bereicherung der Sprache bemüht ist, liegt anderswo: Sie muß Redekritik, d.h. Kritik am Sprechen (Schreiben) sein. Eine solche Kritik ist aber ohne Einbeziehung der Inhalte und Ausdrucksziele wirkungslos. Sie kann sich nicht damit begnügen, eine Äußerung zu tadeln, weil sie ein Fremdwort, ein abstraktes Substantiv, ein Wort in abweichender Bedeutung enthält, sie ist generell keine Kritik an den sprachlichen Mitteln, sondern am Gebrauch, der von ihnen gemacht wird. Sie lobt oder tadelt Äußerungen, weil sie klar oder unklar, elegant oder umständlich, lebendig oder phrasenhaft, ehrlich oder verlogen, originell oder langweilig sind. Ihr Hauptfeind ist die Gleichgültigkeit, weil sie die sprachlichen Selektionsmechanismen außer Kraft setzt.

Eine Sprachkritik dieser Art ist besonders dort gefragt, wo bestimmte Sprechweisen in Mode kommen, denn Moden sind immer die Vorläufer neuer Bräuche, sie verdienen es also, auf die hinter ihnen stehenden Denkweisen befragt zu werden, um die Spreu des Modischen vom Weizen des Modernen zu trennen.

Man muß sich allerdings auch bewußt sein, daß solche neuen Sprachbräuche manchmal auch die Folge wirtschaftlicher oder soziologischer Bedingungen sind und durch keine wie immer geartete Sprachkritik beeinflusst werden können: daß in Nationalratsdebatten kein Dialog stattfindet, sondern beim Fenster hinausgeredet wird, hängt damit zusammen, daß das Fenster weit offen ist; daß die Boulevardpresse emotionalisiert, statt zu analysieren, hat mit ihrem Warencharakter zu tun; daß Werbung wirkt, wer kann es ihr verübeln? Daß in allen diesen Fällen der Ruf nach Normentreue vergeblich ist, geniert man sich fast auszuprechen.

Ich möchte die Gefahren dieser Erscheinungen nicht bagatellisieren. Der Gedanke von Karl Kraus, die Massenmedien würden zwar Informationen verbreiten, aber die Aufnahmefähigkeit zerstören, hat beklemmende Aktualität, denn die zutreffende Bezeichnung 'Informationsgesellschaft' impliziert leider auch, daß wir das medial vermittelte Bild von der Welt immer weniger mit den Tatsachen vergleichen können, daß wir also auch sprachlich sozusagen aus zweiter Hand leben, ohne es zu merken.

Wir werden mit dieser Gefahr leben müssen. Das erfordert zum einen, daß wir sie besser verstehen lernen – eine Aufgabe, die allen Sozialwissenschaften, aber auch der sogenannten schönen Literatur gestellt ist. Das erfordert zum anderen, daß wir aus unserer Erkenntnis die Konsequenzen ziehen – eine umfassend politische Aufgabe, die letztlich darin besteht, dem sprachlichen Evolutionsprozeß möglichst günstige Rahmenbedingungen vorzugeben. Dazu gehört – um nur einige Beispiele zu nennen – eine Medienpolitik, die über parteiliche Alltagsbedürfnisse hinausgeht, ebenso, wie ein Deutschunterricht, der sich nicht in Normendressur erschöpft, sondern höhere Ziele verfolgt, der die Ausdrucksmöglichkeiten der Standardsprache vermittelt und die Lust an ihrem Ausdrucksreichtum weckt, der die Kunst des Begründens einübt und zur kreativen Formulierung anregt. Wenn Sprachkultur erhalten und verfeinert werden soll, braucht es auch eine Sprachkritik, die ähnliche Ziele verfolgt, die nicht pedantisch am Mittel klebt, sondern das Ziel ins Auge faßt.

Das setzt allerdings voraus, daß die zentrale Bedeutung der normierten und kodifizierten Standardsprache als Brauchsysteem der ganzen Kulturgemeinschaft erkannt und bewußt gehalten wird. Wenn Emotionen nur mehr im Dialekt und wissenschaftliche Erkenntnisse nur mehr auf englisch ausgedrückt würden, käme die Standardsprache tatsächlich in Gefahr – nicht weil ihre Normen zu wenig befolgt würden, sondern weil sie zu wenig gesprochen und geschrieben, d.h. zu wenig erneuert und ausgebaut würde.

Eine ähnliche Gefahr bestünde auch, wenn sich die Sprache der Fachwissenschaften von der allgemein zugänglichen Sprache (der gebildeten Alltagssprache) zu sehr entfernen würde. Denn die Wissenschaftssprache ist für die Weiterentwicklung der Standardsprache als der allgemeinen Bildungssprache genauso unentbehrlich wie die Sprache der Literatur. Weil es offenbar im Deutschen immer schon einen fatalen Hang zum hermetischen Wissenschaftsstil oder gar zum gelehrten Jargon gegeben hat, ist das ein Zeigefinger, der auf uns alle gerichtet ist, die in diesem Metier tätig sind.

Dieser Zeigefinger bedeutet: trage Du in Deiner Sprechpraxis dazu bei, daß die Brücke zwischen der – zweifellos unentbehrlichen – Fach- und Theoriesprache und der allgemeinen Bildungssprache nicht bricht!

Auch das war ein Grund, der mich als Germanisten dazu bewogen hat, aus Anlaß der Inauguration nicht über die Universitätsreform zu sprechen, sondern Ihnen Überlegungen aus meinem Fach vorzutragen.

Daß Sie diesen Überlegungen zustimmen, erwarte ich nicht. Wenn Sie Ihnen nachvollziehbar waren, dann hätte ich mit dem Sprechakt 'Inaugurationsrede' dazu beigetragen, den von mir für wichtig gehaltenen Dialog aufrechtzuerhalten. Und weil ich von Beispielen nicht wenig halte, wäre das für mich viel. Ein Beispiel für das Ziel: universitas über die Grenzen der Universität hinaus.

\*

In der Rede wird auf folgende Texte direkt Bezug genommen:

Adolf Bach: Geschichte der deutschen Sprache. 9. Aufl. Heidelberg 1970.

Eugenio Coseriu: Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München 1974.

Johannes Erben: Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München 1972.

Rudi Keller: Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. Tübingen 1990.

Peter von Polenz: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: H.J.Heringer (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen 1982, S.70-93.

Spiegel: Deutsch: ächz, würg. Eine Industrienation verlernt ihre Sprache. Titelgeschichte vom 9.7.1984.

Gerhard Stickel: Was halten Sie vom heutigen Deutsch? – Ergebnisse einer Zeitungsumfrage. In: Sprachtheorie – der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag. Düsseldorf 1987, S. 280 - 317.

Hans Weigel: Die Leiden der jungen Wörter. Ein Antiwörterbuch. 9. Auflage. München 1987.

Gustav Wustmann: Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik, des Falschen und des Häßlichen. 5. Zehntausend. Leipzig 1892.

Otto Zieren (Hrsg.): Weißbuch zur Rettung der deutschen Sprache. Hrsg. im Auftrag des Deutschen Autorenrates und des Freien Deutschen Autorenverbandes. München/Wien 1976.